

btb

Nach dem Tod ihres Mannes sucht Veronika Trost in der Einsamkeit und mietet ein Haus in einem schwedischen Dorf. Bald schon wird ihre als Dorfhexe verschriene Nachbarin die engste Vertraute der jungen Frau. Noch ahnt Veronika nicht, dass die alte Frau schwer an einem schrecklichen Geheimnis trägt. Doch dann kommt der Tag der Abrechnung – und der Tag der Vergebung...

LINDA OLSSON, geboren in Schweden, studierte Jura und arbeitete im Finanzgeschäft. Sie lebte in Kenia, Singapur, Japan und England und hat sich schließlich mit ihrem Mann in Neuseeland niedergelassen. Mit ihrem Debütroman »Die Dorfhexe« gelang ihr sofort der Sprung auf die internationalen Bestsellerlisten. Heute pendelt die Autorin zwischen Neuseeland und Schweden.

LINDA OLSSON

Die Dorfhexe

Roman

Deutsch
von Almuth Carstens

btb

Ich lasse mich durch meine Zimmer treiben
und schreib an Schatten, denn ich glaube
fest, dass Frieden für ein Leben nur durch
Schreiben, dass alle Lindrung dadurch zu
erlangen ist.

Bo Bergman

Für Anna-Lisa, meine Großmutter
und Freundin

Prolog

ASTRID

Juli 1942, Västra Sångeby, Dalarna, Schweden

Als die Sonne hinter die Mauer aus Bäumen
sank, legten wir uns nieder, und die weiße
Nacht verschluckte uns.
Seither ist es immer Nacht gewesen.

VERONIKA

November 2002, Karekare, Neuseeland

Über uns die erbarmungslose Sonne,
während die Welt unfassbar schnell um die
Stille wirbelte, die wir beide waren. Dann
das gewaltige Krachen der siegreichen See.

... wenn der Tag anbricht

Während der Fahrt war es windig gewesen und hatte geschneit, doch als es dunkel wurde, legten sich Wind und Schnee.

Es war der erste Tag im März. Sie war von Stockholm aus in die sich allmählich vertiefende Dämmerung gefahren, die nahtlos in Nacht überging. Es war eine langsame Reise gewesen, die ihr Zeit zum Nachdenken gegeben hatte. Oder zum Ausmerzen von Gedanken.

An der Kirche bog sie von der Hauptstraße ab auf eine schmale Straße, die den Hügel hinaufführte, und nahm dann die letzte Kurve auf den Feldweg. Seit der frische Schnee gefallen war, waren keine Autos an ihr vorbeigekommen, und der Weg zog sich jungfräulich weiß zwischen den gerundeten Böschungen aus festem Schnee dahin. Sie fuhr langsam, um ihre Augen an die Finsternis zu gewöhnen. Man hatte ihr gesagt, hier oben stünden nur zwei Häuser, und sie sah ihre Silhouetten vor

dem Hintergrund des Himmels. Beide lagen dunkel da; nirgendwo waren Lichter an.

Sie passierte das größere Haus, ließ ein Stück weiter den Weg ganz hinter sich und fuhr durch den Schnee in den Vorgarten des zweiten Hauses. Dort parkte sie an der Treppe, die auf die Veranda führte. In Vorbereitung auf ihre Ankunft war ein Pfad freigeschaufelt worden, der jetzt nur noch als flache Kerbe in der weißen Decke zu erkennen war. Als sie ausstieg, sah sie durch den Schnee stechende tote Grashalme und direkt darunter kleine Eisflächen. Um nicht auszurutschen, trat sie vorsichtig auf, als sie zwischen Auto und Haus hin- und herging, um Kofferraum und Rücksitz leer zu räumen. Als sie Taschen und Kartons ins Haus trug, war als einziges Geräusch das scharfe Knirschen von Schnee unter ihren Füßen zu hören. Sie hatte die Scheinwerfer angelassen, sie beleuchteten ihre Fußabdrücke im Schnee. Das Nachbarhaus war ein lautloser Schatten, der jenseits des Tunnels aus Licht, den sie durchschritt, in der Dunkelheit aufragte. Die Luft war trocken und kalt, und ihr Atem verließ ihre Lippen in Wölkchen aus weißem Dunst, die in die Nacht zerflossen. Der Himmel war eine schwarze Unendlichkeit ohne Mond oder Sterne. Sie fühlte sich, als wäre sie durch einen Schacht in eine Welt absoluter Stille gestürzt.

In dieser Nacht lag sie in einem Bett, mit dem ihr Körper nicht vertraut war, in einem Haus, das sie noch nicht kannte. In der lautlosen Finsternis war es, als wäre sie nirgendwo. Sie fühlte sich leicht wie Luft.

Am nächsten Morgen war die Sonne kaum imstande, den weißen Himmel zu durchdringen. Sie öffnete das Fenster, um die kalte Schneeluft hereinzulassen, schaute hinaus und zog sich ihren roten Bademantel eng um die Brust. Sie dachte an ihre Reise, weigerte sich aber, an ihren Ausgangspunkt zu denken. Stattdessen sann sie über frühere Reisen nach, als sie an unbekanntem Orten ausgepackt, sich dort häuslich eingerichtet hatte, wo die jeweilige Reise beendet und ihr Vater die einzige Konstante gewesen war. Sie wusste, dass es sich diesmal anders verhielt. Ihr Leben lang war sie in seiner Gesellschaft gereist, Hand in Hand mit ihrem Vater, wenn er wieder einmal eine neue Stellung im Ausland antrat. Seit ihre Mutter sie verlassen hatte, waren sie immer zu zweit gewesen. Und irgendwie war auch der exotischste Ort nur eine weitere Zwischenstation auf ihrer gemeinsamen Reise geworden. Aber der Vater, den sie im Dezember in Tokio besucht hatte, führte mittlerweile sein eigenes Leben, getrennt von ihrem. Sie waren keine Weggefährten mehr. Das hier war für sie ein einsames Un-

terfangen. Eine Flucht, ein Entrinnen. Eine Reise ohne Ziel. Ihr Leben war diffus wie das Licht, das da draußen in einem weißen Nichts zu schweben schien.

Sie schloss das Fenster, blieb jedoch stehen und schaute weiter hinaus. Jenseits des Flusses und des Dorfes sah sie in die blaue Ferne von Wäldern und Bergen. Die Landschaft vor ihr mit den von Eis und Wind rund geschliffenen Gipfeln, den gemächlich dahinziehenden Flüssen und stillen Seen war uralte. Sie wandte den Kopf und blickte über die Wiese. Was gestern Abend im Schatten gelegen hatte, war heute im trüben Morgenlicht deutlich sichtbar. Das andere Haus war größer, als es gewirkt hatte: ein geräumiges zweigeschossiges Gebäude aus Holz, das vielleicht einmal gelb gestrichen, inzwischen aber zu einem undefinierbaren blassen Grau verblichen war, das mit den Farben des Himmels und des Schnees verschmolz. Die Fenster waren leere schwarze Quadrate. Immer noch keine Lebenszeichen.

In einem Korb neben dem Herd war Feuerholz, sorgfältig gestapelt, obenauf dünne, trockene Stöckchen und darunter die dickeren Scheite. Sie beschloss, Feuer zu machen, und schaltete außerdem den Elektrokoher ein, um Wasser für Kaffee zu erhitzen. Mit dem Becher zwischen den Händen

setzte sie sich an den Tisch, während das Feuer langsam zu knistern begann.

Sie war ohne einen festen Zeitplan hergekommen und hatte nur wenige Taschen mit ihren Habseligkeiten, Büchern und CDs mitgebracht. Die Entscheidung war ganz plötzlich gefallen und hatte ihr wenig Zeit für Vorbereitungen gelassen. Eigentlich war es weniger eine Entscheidung gewesen als eine rasche Abfolge nahezu unbewusster Handlungen. Sie hatte nicht das Gefühl gehabt, etwas zu planen, sich etwas auszumalen; trotzdem waren ihr Geist und ihr Körper an irgendeinem Punkt in Aktion getreten und hatten sie in diesen Pfuhl der Stille katapultiert.

Auch am zweiten Tag hielt das Haus noch Abstand. Es gab Anzeichen für kürzlich vorgenommene Renovierungen – neue Tapeten, neue Armaturen und Kacheln im Bad. Neue Schränke in der Küche, schick und praktisch, aber ein wenig deplatziert. Es war ein bescheidenes, anspruchsloses Haus, das etwas Verlassenes ausstrahlte. Spärlich möbliert, mit einem Tisch und sechs Stühlen in der Küche, zwei kleinen Sofas und einem Couchtisch im Wohnzimmer und zwei Betten im oben gelegenen Schlafzimmer. Auf den Holzfußböden lagen kreuz und quer schmale handgefertigte Flickenteppiche, an den Fenstern hingen keine Gardinen, nur

schlichte weiße Jalousien. Sie hatte sich nicht die Mühe gemacht, das Telefon anschließen zu lassen, sondern ihr Handy mitgebracht, das sie ausgeschaltet in der Nachttischschublade aufbewahrte.

Sie war die verwaiste Mieterin eines verwaisten Hauses.

Langsam fand ihr Leben zu seinem eigenen organischen Rhythmus. Nach einer Woche hatten ihre Vormittage einen festen Ablauf. Sie stand früh auf, trank am Küchentisch Kaffee und beobachtete, wie der Raum das immer heller werdende Tageslicht absorbierte. Sie hatte das Gefühl, dass das Haus sie jetzt akzeptierte und sie ein gemeinsames Leben begonnen hatten. Ihre Fußsohlen waren mit den hölzernen Treppenstufen vertraut geworden, ihre Nase hatte sich an den Geruch der Wände gewöhnt, und allmählich begann sie, dem Gebäude ihren eigenen Stempel aufzudrücken, indem sie winzige Spuren hinterließ. Sie verschob die Sofas im Wohnzimmer so, dass sie im Sitzen aus dem Fenster schauen konnte, und kaufte für die Fensterbank in der Küche eine Geranie. An einem Ende des Küchentisches hatte sie sich einen Arbeitsplatz eingerichtet: Der Laptop stand offen da, bereit, Worte zu registrieren; Notizblock, Wörterbücher und Stifte waren ordentlich daneben aufgestapelt. Mit den Fingern über den Tasten verbrachte sie

etliche Zeit damit, auf den Bildschirm zu starren, doch das Wenige, was sie schrieb, löschte sie gleich wieder.

An jedem Tag unternahm sie ungeachtet des Wetters einen Spaziergang. Wenn sie nicht gerade bis ganz hinunter ins Dorf lief, traf sie selten einen anderen Menschen. Eines Morgens stand ein Reh da, als sie durch den Vorgarten ging. Es blieb starr stehen, den Blick unverwandt auf sie gerichtet, ehe es sich lautlos umdrehte und mit einer einzigen schnellen Bewegung hinter der Scheune verschwand. Im Schnee sah sie die Spuren von Elchen und Füchsen. Die Nächte waren noch kalt, und in der Dunkelheit forderte der Winter zurück, was er tagsüber hatte abtreten müssen. Jeder Morgen begann grau und eisig.

Das Haus jenseits der Wiese blieb düster und still. Zunächst war sie sich nicht sicher, ob es bewohnt war. Dann eines Tages wechselte sie ein paar Worte mit der Kassierererin im Supermarkt des Dorfes und stellte sich vor.

»Ich bin Veronika Bergman. Ich habe das Haus von den Malms oben auf dem Hügel gemietet.«

»Ach so, dann sind Sie Astrids neue Nachbarin«, erwiderte die Frau. Sie lächelte und verdrehte die Augen. »Astrid Mattson, die Dorfhexe, die mag keine Menschen. Eine Einzelgängerin. Nicht sehr

freundlich, fürchte ich.« Sie reichte Veronika ihr Wechselgeld und fügte hinzu: »Wie Sie zweifellos selbst feststellen werden.«

Es dauerte zwei Wochen, bis sie ihre Nachbarin zum ersten Mal sah. Die alte Frau wirkte auf fast obszöne Weise schutzlos, eine gebeugte, einsame Gestalt in einem dunklen, schweren Mantel und Gummistiefeln, die sich auf der vereisten Straße unsicher ihren Weg ins Dorf bahnte. Bis jetzt war das Haus ihr Hüter gewesen, hatten die unbeleuchteten Fenster freundlich alle Geheimnisse in seinem Innern bewahrt.

Nach ihrem täglichen Spaziergang setzte Veronika sich an den Laptop, doch ihre Blicke schweiften immer wieder vom Bildschirm zum Fenster und der Landschaft dahinter. Es hatte eine Zeit gegeben, da sie meinte, das Buch habe in ihrem Kopf bereits in aller Klarheit Form angenommen, und das Aufschreiben wäre nur noch eine technische Aufgabe, rasch und einfach zu erledigen. Hier, abseits von der Welt, würde sich alles in friedlicher Ruhe von selbst ergeben.

Aber der Bildschirm blieb leer.

Weiterhin graues Wetter. Es war, als stünde die Zeit still. Es schneite nicht, doch ebenso wenig schien die Sonne. Unsichtbare Krähen krächzten in einer ansonsten geräuschlosen Welt.

Eines Morgens, als sie auf ihrem täglichen Spaziergang am Haus ihrer Nachbarin vorbeikam, fiel ihr auf, dass das Küchenfenster offen stand. Es war nur ein Spalt, gerade so breit, dass jemand heraus schauen konnte, bot jedoch keinen Einblick ins Innere. Veronika winkte im Vorübergehen. Sie meinte die alte Frau dort zu sehen, hinter der Glasscheibe, aber sicher war sie nicht.

Sie dachte an ihr Buch, an den fortgesetzten Prozess des Umformens und Neuanschauens all ihrer Ideen und Entwürfe. Es war, als wäre das Buch, das sie in einer anderen Welt, in einem anderen Leben begonnen hatte, von jemand anderem geschrieben worden. Die Worte hatten keinerlei Verbindung mehr zu der Person, die sie jetzt war. Alles lag offen da. Es war an der Zeit, neue Worte zu finden.

Dann, endlich, eine Verheißung von Frühling. Veronika stand auf der Veranda und schaute hinauf in einen Himmel, der eine endlose blaue Leinwand war, über die sich wie eine zarte Kalligrafie in Schwarz ein Schwarm von Zugvögeln ausbreitete. Der Morgen war ohne jeden Hinweis auf eine Wetterveränderung heraufgedämmt, und sie hatte ihren Spaziergang abgekürzt. Jetzt, mit der Sonne auf ihrem Gesicht, beschloss sie, zum Fluss zu wandern. Sie schlenderte den Hügel hinab, über-

querte die Straße und setzte ihren Weg durch das Waldstück fort. Noch häufte sich körniger Schnee im Schatten am Fuße der Fichten, aber unten am Fluss brach das Eis bereits und wippte in dicken Blöcken auf der dunklen Oberfläche auf und ab. Die Frühjahrsüberschwemmung würde sich erst später einstellen: Die Schneeschmelze in den Bergen hatte noch nicht begonnen. Veronika hielt das Gesicht in die Sonne, und als sie wieder zu Hause war, setzte sie sich eine Weile auf die warmen Steine der Treppe. Sie zog ihr Notizheft aus dem kleinen Rucksack neben sich und fing an zu schreiben. Als sie ihren Stift weglegte, sah sie mit Überraschung, dass der Tag sich sanft neigte, die Sonnenstrahlen schräg durch die Baumwipfel auf der anderen Seite des Weges sickerten. Sie klappte das Heft zu, hob ihr Gesicht dem letzten Licht entgegen und holte langsam und tief Luft.

Ein winziger Wirbel, ein Gekräusel...

Astrid stand nackt am Fenster und schaute hinaus. Es war spät und sehr finster. Wenn der weiße Schnee nicht gewesen wäre, hätte sie nicht viel sehen können. Nur die gelben Augen des Hauses jenseits der Wiese, das nach langem Schlaf plötzlich aufgewacht war.

Ihr eigenes Haus war dunkel wie immer. Dunkel und warm. Sie sorgte dafür, dass es stets gut geheizt war. Es war ein organischer Teil von ihr, und sein Grundriss war fest in ihrem Körper verwurzelt; sie fand sich mühelos ohne Licht zurecht. Außerdem lockte die Finsternis manchmal Tiere an: die Elche, die Eulen, sogar Luchse. Zurückhaltende Beobachter mit eigenem Lebensraum, die den ihren nur vorübergehend besuchten.

Sie sah selten aus dem Fenster; der Ausblick hatte für sie jede Bedeutung verloren.

Und doch stand sie hier, eingehüllt in das warme Dunkel des Hauses, und verfolgte aufmerk-

sam, was auf der anderen Seite der Wiese vor sich ging. Sie verschränkte die Arme und umschloss ihre Brüste mit den Händen. Sie fühlten sich warm an und schwer. Sie beugte sich vor, ihre Stirn berührte fast die Scheibe. Da war die Gestalt einer Frau, die sich in dem hellen, von den Scheinwerfern eines Autos erzeugten Tunnel aus Licht hin- und herbewegte. Die Haustür stand weit offen, ein klaffendes gelbes Viereck in der Nacht. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Zähne, ließ sie über scharfe Kanten und weichen Gaumen gleiten und sog den Speichel ein. Die ganze Zeit über hielt sie den Blick auf das andere Haus gerichtet.

Noch lange nachdem das Scheinwerferlicht verloschen und die Haustür zu war, blieb sie am Fenster stehen, sich umschlingend, strich sich mit den Händen über die papierdünne Haut ihrer Arme und starrte auf den Zwischenraum, der die beiden Häuser voneinander trennte.

Sie hatte die Ankunft erwartet, war jedoch erstaunt darüber, dass sie sie hier am Fenster beobachtete.

Am nächsten Morgen wachte sie wie immer in dem Raum hinter der Küche auf, der ihr Schlafzimmer war. Sie hatte es schon vor langer Zeit nach unten verlegt, ihr Lager dort aufgeschlagen, wo früher ein kleines Esszimmer gewesen war. Große

Veränderungen hatte sie hier nicht vorgenommen, sondern einfach den Tisch ans Fenster geschoben und die vier Stühle nebeneinander an die Wand gestellt, um Platz für ihr schmales Bett zu schaffen. Ihre Kleidungsstücke waren im Flur vor der Küche verstaut.

Eine Jalousie gab es nicht, nur geraffte Streifen Chintz zu beiden Seiten des Fensters. Sie wachte gern im Dunkeln auf und fürchtete jetzt schon die Rückkehr des Frühlings und die unbarmherzig weißen Sommernächte.

Still daliegend schaute sie zu, wie die Schatten an der Decke sich veränderten, und lauschte. Die Geräusche der Dunkelheit waren leise, aber vertraut. Sie hörte, wie der Schnee der langsam steigenden Temperatur nachgab, wie der Wind nach und nach auffrischte, hörte das Rascheln kleiner Lebewesen, die über die harte Kruste des Schnees huschten, der getaut und dann wieder überfrozen war. Die Nacht hatte sich zurückgezogen, der Tag war gekommen. Sie hörte den ersten Laut des Morgens: das Krächzen einer Krähe. Wie vom Licht hereingetragen, drang es in ihr Zimmer ein. Sie regte sich nicht, doch ihre Augen waren offen, ihre Ohren gespitzt. Das Geräusch und das Licht breiteten ihre Tentakel im ganzen Raum aus, befragten die Wände, die Decke, den Fußboden. Glitten über ihre Bettdecke

und hielten inne. Sie beobachtete das Licht an der Zimmerdecke, als die ersten schwachen Sonnenstrahlen die graue Fläche überquerten. Es gab kein Entrinnen; irgendwann musste sie sich ergeben. Er war da. Sie musste kapitulieren und einen weiteren Tag beginnen.

Als sie eben ihre Füße auf die Dielen stellte, ertönte ein neues Geräusch. Sie hörte ein Fenster aufgehen, dann eine Tür, hörte den Klang von Schritten auf vereistem Schnee, hörte, wie eine Autotür geöffnet, dann wieder geschlossen wurde. Geräusche von Leben.

Der Ablauf ihrer Morgenstunden war festgelegt, und Störungen hieß sie nicht willkommen. Ihr tägliches Einerlei wurde nicht von Disziplin, sondern von Bequemlichkeit bestimmt. Die Tage folgten einem Muster, das unbeeinflusst blieb vom Wechsel der Jahreszeiten. Alles zielte nur noch auf Erhaltung ab, auf Überleben, und ihre Bedürfnisse waren minimal. Sie machte keine Pläne für die Zukunft. Der Garten war verwahrlost, das Haus bröckelte. Sie wusste, dass die Farbe abblätterte, der Kamin Risse hatte. Ein sterbendes Haus, das einen sterbenden Körper beherbergte.

Sie ging nur ins Dorf, wenn es nötig war, besonders jetzt im Winter. Die Straßen wurden kaum geräumt hier oben, wo Autos nichts zu suchen hat-

ten und der schmelzende Schnee sich in tückisches Eis verwandelte. Sie hatte keine Angst vorm Tod, wünschte ihn sich jedoch zu ihren Bedingungen. Mit einer gebrochenen Hüfte würde sie in den Händen derer landen, die sie am meisten fürchtete, die nämlich immer schon gewollt hatten, dass sie ihrer bedurfte.

Die Vergangenheit war in Schach gehalten. Eine Zukunft gab es nicht, und die Gegenwart war ein leerer Raum. Sie wartete und unterdrückte dabei ihre Erinnerungen. Das war eine anstrengende Aufgabe, die konstant all ihre Energie forderte. Und es gab Momente, in denen sie versagte, in denen sie von Gefühlen überwältigt wurde, so intensiv, als wären sie völlig neu. Die Auslöser waren unvorhersehbar, sodass sie ständig auf der Hut sein musste. Lange war sie in stehendem Wasser dahingetrieben und hatte geduldig auf den letzten Sog gewartet. Und jetzt dies, ein leichtes Gekräusel der Oberfläche.

Sie stand auf und begann ihren Tag. Wusch sich, machte Kaffee. Ihre Küche war mit dem alten Holzofen als Mittelpunkt und einem Elektrokocher daneben dieselbe wie immer. Die Asche glomm noch, brauchte nur einen sanften Lufthauch und neues Holz, um wieder aufzuflammen.

Sie umschloss den Kaffeebecher mit beiden Hän-

den und lutschte an einem Stück Zucker. Als sie den Becher auf den Küchentisch stellte, strich sie geistesabwesend über das spröde Wachstuch und wischte nicht vorhandene Krümel ab. Während sie dasaß und an dem abgekühlten Kaffee nippte, ging eine fahle Sonne auf. Ihre Blicke schweiften zum Fenster.

Das Leben drängte sich herein. Immer weiter bahnte es sich seinen Weg in ihr Haus. Geräusche. Fenster, die auf- und zugingen. Leise Musik durch ein offenes Fenster. Ein abfahrendes Auto. Und sie merkte, wie sie diese Geräusche dem Muster ihrer Tage hinzufügte. Im Laufe der Zeit wurde das Beobachten des Hauses jenseits der Wiese ein zentraler Teil ihrer frühen Morgenstunden. Sie stellte fest, dass sie schon eine ganze Weile, ehe es sich in dem anderen Haus regte, am Tisch saß und wartete, während die Schatten der Nacht wichen. Ihre Augen waren auf das Fenster im Obergeschoss gerichtet, wo die ersten Lebenszeichen sichtbar wurden.

Sie stand wartend am Küchenfenster, bis die zierliche Gestalt aus dem anderen Haus trat und vorbeikam. Um sicherzugehen, dass sie sich nicht rührte, verschränkte sie die Arme über der Brust, schlang sie umeinander und sah zu, wie die junge Frau winkend vorüberging. Dann, eines Morgens, merkte sie, wie sie die Hand hob, um den Gruß zu

erwidern. Es war eine langsame, zögernde Geste, und als sie die Hand wieder sinken ließ, starrte sie sie an, als wäre sie überrascht von ihrem Tun. Sie setzte sich an den Tisch und streckte beide Hände von sich. Sie öffnete und schloss sie mehrmals, dann legte sie sie flach hin, die Handteller nach unten. Die Hände einer alten Frau, dachte sie. Durchscheinende, papierdünne Haut, die sich über hervortretenden Adern dehnte. Leberflecken. Und doch war der gespaltene Nagel am rechten kleinen Finger, dessen weiche Spitze sie sich als Fünfjährige in der Scheunentür eingeklemmt hatte, nach all den Jahren noch da. Und die Einkerbung unten am linken Ringfinger. Auch sie existierte immer noch: eine dauerhafte, sichtbare Narbe. Eine Erinnerung. Der Abdruck ihres Eherings.

Ihr Friede war gestört. Ruhelos wanderte sie durch die Räume des Hauses, die Hände auf dem Rücken. Die Tage waren grau, die Nächte kalt. Die Abende wurden länger, und wenn sie wach dalag, die Hände auf der Brust gefaltet, ihre Augen die Decke über ihrem Bett absuchend, lauschte sie gespannt auf die neuen Geräusche. Gedämpfte Musik, die durch eine geschlossene Jalousie drang. Bettzeug, das am oberen Fenster ausgeschüttelt wurde. Das Klappen der Haustür. Rasche Schritte durch den Vorgarten.

Sie lauschte und hatte das Gefühl, die Welt stürze auf sie ein. Das Leben. Und sie drehte das Gesicht zur Wand und weinte.

Dann, am Morgen des ersten Mai, lag sie wartend im Bett. Die Vögel sangen lauter, der Wind verstärkte sich, aus dem anderen Haus jedoch ertönte kein Geräusch. Der Raum wurde heller; sie war bereit aufzustehen. Aber sie wartete noch, die Ohren gespitzt. Später setzte sie sich an den Tisch, den Blick fest auf das Haus jenseits der Wiese gerichtet. Die Fenster waren zu, aus dem Schornstein stieg kein Rauch auf. Das Auto stand still da. Sie wartete.

Sie machte das Fenster auf und stellte sich davor. Sie legte ihre Hände auf die Fensterbank, beugte sich vor und schaute hinaus. Erst als kalte Luft die ganze Küche erfüllte, schloss sie das Fenster wieder.

Zwei Tage verstrichen. In der folgenden Nacht wachte sie auf und stellte sich erneut ans Fenster. Das andere Haus lag totenstill da. Sie setzte sich an den Tisch und sah hinaus. Als die Schwärze eben ihren Höhepunkt erreicht hatte, traten die dunklen Gestalten zweier Elche aus der massiven Mauer aus schwarzen Bäumen jenseits der offenen Felder hervor. Die beiden Tiere schritten lautlos über das trockene Gras des letzten Jahres, das einzige Zeichen für Leben in einer reglosen Welt.

Astrid konnte nicht mehr schlafen. Mit dem Kaffeebecher in der Hand wanderte sie zwischen ihrem Schlafzimmer und der Küche hin und her. Das Auto stand noch an derselben Stelle. Sie konnte nicht abgereist sein. Trotzdem gab es kein Lebenszeichen von ihr. Sie bedeutet mir nichts, sagte sie sich. Ich weiß nichts über sie. Ich habe kein Recht, mich einzumischen.

Sie wusste nichts über ihre Nachbarin als das, was sie hatte beobachten können. Eine junge Frau. Sie war kaum imstande, ihr Alter zu schätzen. Fünfundzwanzig? Dreißig? Schlank, dunkle Locken. Klein. Jedenfalls nicht groß. Im Supermarkt hatte sie eines Tages jemanden über sie reden hören, sich jedoch, wie es ihre Gewohnheit war, herausgehalten. Veronika. Den Namen hatte sie gehört.

Sie merkte, dass sie die Zeit wieder registrierte. Die Stunde, den Wochentag. Die Zeit verging immer langsamer, und mit jeder Minute fiel es ihr schwerer, ihren Blick von dem anderen Haus zu reißen. Schließlich holte sie ihre Jacke und zog sie an.

Während sie auf die Veranda trat und zögernd den Kiesweg hinunterwanderte, war ihr immer noch nicht vollkommen klar, wohin ihre Schritte sie führten. Ebenso, wie ihre Hand das Winken erwidert hatte, handelten ihre Beine jetzt unabhängig von ihrem Bewusstsein. Sie ging die Straße ent-

lang und durch den Vorgarten des anderen Hauses. Kein Anzeichen von Leben. Sie klopfte an die Tür und trat zurück, als bereitete sie sich auf eine Flucht vor. Als aber keine Reaktion erfolgte, trat sie vor und klopfte erneut, diesmal lauter. Sie meinte, leise Geräusche zu hören, wie von nackten Füßen auf Holzstufen.

Als die Tür aufging und sie der jungen Frau gegenüberstand, erkannte sie, dass das Leben unwiderruflich zurückgekehrt war. Sie sorgte sich.

... sag mir, wer soll dich denn retten?

Mit hellem Sonnenschein auf dem Schnee war der gestrige Tag voller Verheißung gewesen. Dann wurde es wieder trübe und kalt. Veronika saß am Küchentisch, trank Tee und schaute zu, wie es immer windiger wurde. Es gab keine Farben, nur Schattierungen von Grau und Weiß. Die kahlen Bäume bewegten sich rastlos, und ab und zu flog Schnee auf und wirbelte durch die Luft. Die Zeit schien stillzustehen, in einem Niemandsland zu verharren, das weder Winter noch Sommer war.

Sie war jetzt seit zwei Monaten hier. Endlich hatte sie angefangen zu schreiben. Es war harte Arbeit, nicht das rasche Voranschreiten, das sie erwartet hatte, die Geschichte war ein zartes Spinnennetz, und sie musste größte Vorsicht walten lassen, damit sie den Faden nicht zerriss. Der Vertrag und die Diskussionen um das Buch gehörten in eine andere Zeit, eine prähistorische Ära, und sie entsann sich nur mit Mühe ihrer Begeisterung und

frohen Erregung über das Projekt. Und doch traten Worte zutage. Unter Schmerzen, langsam. Unerwartete Worte.

Es war der letzte Tag im April, Walpurgisnacht, an dem das Ende des Winters und der Beginn des Frühlings gefeiert wurde, und dennoch ein bitter kalter Tag mit eisigem Wind. Sie hatte erwogen, ihren täglichen Spaziergang aufzuschieben, sodass sie sich später unten im Dorf das Freudenfeuer anschauen konnte. Aber sie war müde, frühjahrs-müde. Sie setzte sich an den Küchentisch vor ihren Laptop. Der Raum war warm – sie hatte im Herd Feuer gemacht, und doch fror sie. Die Wörter auf dem Bildschirm vor ihr schienen eine fast vergessene Landschaft zu malen. Veronika enthüllte sie langsam, zog eine Szene nach der anderen hervor und setzte sie diesem trüben Licht aus. Die Anstrengung war enorm. Hier und jetzt wirkte jede Passage fehl am Platz – wie im Urlaub gekaufte Kleidungsstücke –, weit weg von ihr, ohne jede Verbindung zu ihr, zu diesem Ort. Sie hob den Blick und sah aus dem Fenster, aber die reglose Landschaft lag in sich gekehrt. Sie hatte das Gefühl, zwischen zwei Welten zu schweben, von denen sie keiner angehörte.

Das Haus ihrer Nachbarin war verschlossen und still. Gestern dagegen, als sie winkend vorbeige-

gangen war, hatte sie bemerkt, dass trotz des Wetters das Küchenfenster wieder aufstand. Vielleicht irrte sie sich, doch sie meinte, im Dunkel hinter der Glasscheibe eine Bewegung gesehen zu haben. Sie glaubte, dass die alte Frau ihren Gruß erwidert hatte. Heute gab es keinerlei Lebenszeichen.

Sie erschauerte und ging nach oben, um ihre Fleecejacke zu holen. Die rote. Die von James. Sie zog sie an und setzte sich wieder an den Tisch. Ohne dass es ihr bewusst war, streichelte sie das weiche Material des Ärmels. Sie hob ihre Hände an den Mund und blies in sie hinein, um ihre steifen Finger zu wärmen.

Es wurde Nachmittag, und sie saß immer noch vor dem Bildschirm, mehr lesend als schreibend. Aber während die Stunden verstrichen, schienen die Wörter zurückzuweichen, zu verschwimmen und sich zu neuen Sequenzen anzuordnen, die immer schwieriger zu entziffern waren. Schließlich schaltete sie den Laptop aus und klappte den Deckel zu. Die Küche war düster; der graue Tag hatte sich zu einem frühen Abend verdunkelt. Als sie aufstand, musste sie sich einen Moment lang auf dem Tisch abstützen, ehe sie den Raum durchquerte. Oben im Schlafzimmer legte sie sich aufs Bett, rollte sich zusammen und zog sich die Decke eng um den Körper.

Sie lag nackt an einem Strand. Das Universum war schwarz. Schwärzer als schwarz – wo sie lag, war niemals Licht gewesen. Der grobe Sand glühte unter ihrem Rücken, brannte und kratzte auf ihrer Haut. Trotzdem umspülte kaltes Wasser ihren Körper. Ein wildes Meer dröhnte betäubend laut. Mit brennenden Augen starrte sie angestrengt in den vollkommen lichtleeren Weltraum und versuchte, in der kompakten Schwärze Formen zu erkennen. Ringsum das Donnern der See. Die Luft war zäh und salzig und klebte auf ihrer Zunge und in ihren Nasenlöchern. Sie wollte aufstehen, wegrennen, aber das lähmende Gewicht der schwarzen Nacht presste ihren Körper nur noch tiefer in den heißen Sand. Dann, in dem Sekundenbruchteil zwischen Schlaf und Erwachen, sah sie im blendenden Licht eines Blitzes eine Welle von gigantischen Ausmaßen, die das ganze Universum ausfüllte und auf sie zurollte, noch weiter anstieg, an Wucht zunahm und in ihrer tödlich schimmernden Ungeheuerlichkeit hoch über ihr auftrug. Ihre Hände krallten sich in den Sand, sodass ihre Nägel abbrachen. Lautlose Schreie verstopften ihren Mund, würgten sie. Als das Dunkel sie erneut verschluckte, wusste sie, dass die Welle brechen würde.

Sie schaffte es gerade noch bis nach unten ins Bad, ehe sie sich übergab. Sie zitterte, und ihre

Zähne klapperten, dabei stand ihre Haut in Flammen. Sie drehte den Hahn auf und ließ kaltes Wasser über ihre Hände rinnen, dann legte sie sich die nassen Handflächen auf die Wangen. Sie füllte ihre hohlen Hände und trank. Das Haus war dunkel.

Dann war es nicht mehr Nacht, aber auch nicht Tag. Sie lag mit pochender Kehle in ihrem Bett. Die Laken waren zerwühlt und zerknüllt. Durch die halb heruntergezogene Jalousie sickerte farbloses Licht. Sie hatte heftigen Durst, doch Tür und Treppe waren unfassbar weit entfernt. Im Zimmer ein ekliger Geruch. Und ein so trauriges Licht. Sie schloss die Augen.

Sie lief einen Strand an der neuseeländischen Westküste entlang, barfuß auf dem heißen, dunklen Sand. Hinter ihr ragten hohe Hügel auf; vor ihr erstreckte sich bis zum Horizont das Meer, und donnernde Wellen krachten auf den leeren Strand. Sie rannte keuchend; ihre Füße sanken in den Boden. Er war vor ihr – sie konnte nur seinen nackten Rücken sehen und seine Beine, die sich rasch und leicht über den Sand bewegten. Sie versuchte, ihn einzuholen, mühte sich, in seine Fußstapfen zu treten. Aber seine Schritte waren viel länger als ihre, und sie musste springen, um deren Abdrücke zu erreichen. Sie wusste, dass sie sich beeilen musste – die Abdrücke wurden immer schwächer,